

Das Gebet – Eine Geschichte gegen die Gewalt

Ernst Jürgen Koch

Aus: Kurzgeschichten (nicht veröffentlicht)
Internet: <http://www.ejkoch.de>
© Elga Koch, Todoque/La Palma

Sie hatten sich auf dem Hügel festgekrallt. Der Boden war steinig und vereist, teilweise mit Pulverschnee bedeckt. Sie hatten den Hügel verteidigt.

In einem Hafen, der Pusan hiess, waren sie eingeladen, an die wankende Front geschickt, auf dem Hügel eingeschlossen worden. Die anderen Teile des Regiments waren geflüchtet. Sie hatten es nicht gemerkt.

Sie lagen hinter Steinen und Felsbrocken und schossen - etwa vierzig überlebende Soldaten. Das feindliche Feuer kam von allen Seiten, wurde stärker. Granatwerferfeuer setzte ein, Artillerie folgte. Der Gegner griff an und wurde abgewiesen. Der Gegner griff wiederum an und wurde abgewiesen. Ihre Munition ging zu Ende.

Nachdem so viele gegnerische Soldaten im Abwehrfeuer liegen geblieben waren, sprang einer der Verteidiger auf und schrie: "Aufhören! Ich kann nicht mehr! Aufhöören!" Wie ein Betrunkener torkelte er den Hügel hinab. Die Leuchtspur einer Maschinengewehrgarbe griff nach ihm. Er fiel und blieb liegen.

Der Hügel bebte erneut unter Artillerief Feuer. Verwundete schrieten. Lebende fluchten. Einige beteten. Immer mehr wurden still. Nach vier Stunden war der Hügel ein Knäuel aus Steinen, Fleisch und Blut.

Die Artillerie schwieg. Verwundete schrieten nicht mehr. Lebende fluchten nicht. Auch betete keiner mehr. Durch das dürre Gestrüpp, in dem Tote mit verrenkten Gliedern hingen, strich ein kalter Wind. Es wurde Nacht. Der Mond kroch in den Himmel.

Der Mann, der auf dem Hügel zwischen den Toten lag, hob den Kopf. Er starrte auf seine Handflächen – zwei Brandwunden mit Blasen und versengtem Fleisch. Sein Maschinengewehr hatte Ladehemmung gehabt. Bei der Beseitigung war die Haut seiner Hände am heissen Eisen der Waffe hängen geblieben. Er hatte den Schmerz vergessen. Nun brannte er wieder.

Ohne diesen Schmerz hätte er gezweifelt, noch am Leben zu sein. Auf dem vereisten Schnee dunkelte Lehmstaub in Todessternen explodierender Granaten. Darüber hing der Dunst verbrannter Erde, zermalm-

ten Gesteins. Der Mann sah zur Seite: Tote – zur anderen Seite: Tote. Sie lagen so, wie die Explosionen sie hingeworfen hatten – auf dem Rücken, auf dem Bauch, auf der Seite, gekrümmt, gestreckt, verbogen, zerrissen, gequält, erlöst. Es gab bei den Toten nichts Unmögliches. Der Wind trieb den Dunst fort. Wie nackt lagen die Toten im Mondlicht.

Der Mann fühlte, wie Kälte und Einsamkeit in ihn hineinkrochen. "Hallo!" rief er halblaut. Nichts rührte sich, nur der Wind im Gestrüpp. Er richtete sich auf, blickte rundum. "Hallo!" rief er wiederum. Nichts. Er spürte, wie Grauen seine Kehle zu pressen begann. Als er vom Grauen ganz erfüllt war – so ist der Krieg – brüllte er mit Anstrengung: "Hallo!"

Unten am Hügel begann, eine Maschinenpistole zu rattern. Der Mann warf sich zu Boden, heulte auf in Angst und Wut. Haaloo!" nachäffte eine Stimme unten, als das Schiessen endete.

Der Mann lag auf den Boden gepresst. Seine Hände brannten. Die Einsamkeit unter den Toten war schlimm - schlimmer als die wirkliche, einsame Einsamkeit. Der Mann merkte, wie Irrsinn an ihm zu zerren begann. Die Toten schwiegen ihn an: morgen liegst du wie wir.

"Ja", sagte er zu dem, der neben ihm lag, "wer hätte das heute morgen gedacht." Er wollte eine Stimme hören – eine Stimme gegen den Irrsinn. Der Tote lag schräg auf der Seite, die Lider halb geschlossen, die Augen darunter verdreht. Im Mondlicht erkannte der Mann seinen Feldweibel. Er biss sich in den Ärmel und stöhnte.

In seiner Nähe stöhnte eine Antwort. Sie drang dem Mann nicht ins Bewusstsein. Er brauchte Wasser. Das wollte er in sich hineingießen, es über seine brennenden Hände schütten. Es würde den Schmerz lindern - bis zum Morgen vielleicht. Morgen würde er tot sein.

Er brauchte Munition. Mit der Munition konnte er sich teuer verkaufen. Seine Soldaten-Vorväter hatten das so getan.

Der Mann kroch von einem Toten zum anderen. Er fand keine Munition und keine Feldflasche mit Wasser. Er suchte weiter, kroch zum

nächsten Toten. Der Tote im Mondlicht bleckte die Zähne. Der Mann zog ihm einen Gurt Maschinengewehr-Munition unter dem aufgeschlitzten Körper hervor. Ihm wurde übel. Er erbrach sich. Ein bitterer Geschmack blieb ihm im Mund.

Er versuchte, die Toten nicht anzusehen. Er tat es doch. Er kannte sie alle. Da waren die Männer seiner Gruppe, die seines Zugs. Da waren viele, die heute Morgen Witze gerissen hatten. Da lag der Hauptmann, den er durch die Granateinschläge hindurch hatte brüllen hören: "Jungs, wenn sie kommen, schlägt ihnen die Köpfe ein!" Dem Mann schien plötzlich, dass der Hauptmann ein Verrückter gewesen war, einer, der nicht verantworten konnte, was er rief, was dann folgte. Nun lag er hier. Ein Granatsplitter hatte Stahlhelm und Schädel gespalten. Entsetzt starrte der Mann auf den Riss im Helm – eine schwarz-rote Zerrlinie im Mondlicht. Der Mund stand offen: Jungs –

Der Mann blieb starr liegen. Er war nahe daran, die Selbstbeherrschung zu verlieren. Er durfte die Selbstbeherrschung nicht verlieren.

Ein Gedanke erwachte tief in seinem Gehirn. Der Gedanke war jenseits aller Überlieferung.

Den Maschinengewehrgurt mit der Munition hatte er sich um den Hals gelegt. Er fühlte das kalte Metall auf der Haut. Er presste den Nacken stärker gegen die Spitzen der Geschosse, bis er Schmerz fühlte, lag ganz still, versuchte, sich die Bahnen der Geschosse vorzustellen.

Dann dachte er es doch: es muss damit aufgehört werden. Grauen, Verzweiflung, Erschöpfung trieben ihm Tränen in die Augen. Seine trockenen Lippen bebten, blabberten suchende Worte.

Der Wind verstärkte sich. Er führte den Schneestaub ferner Berge mit sich. Die Berge hatten erobert werden sollen. Warum? Er wusste es nicht mehr.

Im Wehen des Winds drang das Stöhnen des anderen Menschen zu ihm und in sein Bewusstsein. Er kroch von einem Toten zum anderen. Es war nicht mehr so grausig, denn nun suchte er einen lebendigen Menschen, der stöhnen konnte.

Er fand ihn. Die Lafette der Panzerabwehrkanone, die sie mitgeführt hatten, lag ihm über der zerquetschten Brust. Eine Detonation hatte das Geschütz aufgeworfen und seitlich abgesetzt.

"Du", sagte der Mann mit den verbrannten Händen, "ich hol' dich da 'raus." Er versuchte, die Lafette anzuheben, um sie wegzuschieben. Sie lag verkantet jenseits der Brust in den Boden gerammt. Er bemühte sich mit aller Kraft - vergebens. Seine verbrannten Hände konnten das Gewicht nicht heben. "Hast du Schmerzen?" fragte er den Verwundeten. "Ich habe keine Schmerzen mehr", sagte der Mann unter der Lafette. "Es drückt mich nur – es drückt mich."

"Wir sind eingeschlossen", sagte der Mann mit den verbrannten Händen. "Alle sind tot. Wir sind allein." Der Verwundete unter der Lafette schwieg. Im Mondschein sah er den, der ihm helfen wollte, wie ein Gespenst. Der Mann mit den verbrannten Händen sah den Verwundeten auch tot-bleich wie ein Gespenst. Er versuchte nochmals, die Lafette zu heben. Er keuchte, versuchte wieder und wieder. "Verflucht!" entfuhr es ihm.

Der Verwundete unter der Lafette stöhnte gurgelnd und schluckte würgend. – "Lass' liegen – hoffnungslos." Der Mann mit den verbrannten Händen sah ein, dass es hoffnungslos war. "Ich hab' nichts zu trinken für dich", sagte er heiser. "Hab' Wasser gesucht, nichts gefunden." Er hockte sich nieder, weil seine Knie zitterten. "Ich brauch' nichts", sagte der Verwundete. "Es ist – es ist – alles gut geworden."

Sie schwiegen, hörten den Schneestaub im Wind über die Leichen rieseln, Der Mond zog seinen milchigen Schein langsam durch den schwarzen Himmel. Fernab wurden Motorgeräusche laut. Ketten kreischten. Schiessen stotterte. Dumpfes Stossen krepierender Granaten folgte. Eine Leuchtkugel stieg und erlosch. Der Wind flüsterte wieder und wehte Schneestaub über die Toten. Nur das war jetzt zu hören.

Der Mann mit den verbrannten Händen sagte endlich: "Ich krieg' dich hier nicht 'raus. Die verdammte Lafette ist festgefroren."

"Alles – ist – gut geworden", flüsterte der Verwundete. "Was denn, was ist gut geworden?" fragte der Mann mit den verbrannten Händen.

Der Verwundete schwieg –

– seltsam, als ob er endlos Zeit hat, dachte der Mann mit den verbrannten Händen. Er ging gebückt durch Trümmer und Leichen, fand ein unzerstörtes Maschinengewehr, prüfte den Verschluss. Seine Hände brannten wie Feuer. Er legte die Waffe hin, den Lauf hügelabwärts, zog den Gurt ein, lud durch. Er sah den Hügel hinab und dachte: soviel ich kann, nehm' ich von euch mit 'rüber, ja – das haben sie auch so gemacht – damals, die Soldaten-Vorväter, die haben mit Muskete und Säbel gekämpft, eisern gekämpft, für die Freiheit gekämpft.

Er sah über das Maschinengewehr den Hügel hinab, dann über die Ebene zu den schwach im Mondschein erkennbaren Bergen, die erobert werden sollten. Lag da die Freiheit?

"Was machst du da?" fragte der Verwundete.

"Ich hab' ein Maschinengewehr in Stellung gebracht – – – schussfertig, für morgen."

"Kannst du denn – kein – Ende finden?" fragte der Verwundete röchelnd.

"Was soll ich sonst tun?" fragte der Mann mit den verbrannten Händen.

Der Verwundete antwortete nicht. Er röchelte, röchelte, als könnte er nie wieder aufhören.

Der Mann mit den verbrannten Händen konnte das Röcheln nicht mehr ertragen. Er fragte: "Was sagtest du vorhin – was ist gut geworden?"

"Mit meiner Frau –" der Verwundete mühte sich, deutlich zu sprechen. "Meine Frau –" er machte eine Pause röchelnd – sagte dann stockend: "Sie hat mir geschrieben – die Armee ist ein Ungeheuer – ein Ungeheuer – dessen einer Arm nicht weiss - was der andere umbringt."

Der Mann mit den verbrannten Händen lachte gequält. "Du hast eine kluge Frau." Seine Kehle war rauh vor Trockenheit. Sein Lachen starb wie alles auf dem Hügel. Der Verwundete unter der Lafette stöhnte.

Die Dunkelheit wurde tief, als der Mond sank. Das Rascheln des Winds über den Toten wurde lauter.

Der Verwundete unter der Lafette sagte: "Du sollst nicht über meine Frau lachen – ich hab' dieses Männergehebe satt – töten – Witze übers Vögel machen – keine Angst zeigen – sieh doch – wie wir getreu unserem Fahneid sterben – – so – so – heisst das doch – 'aufrecht' sterben, sagt der General – hinterher, wenn er seine Rede hält."

Der Mann mit den verbrannten Händen sagte: "Red' nicht so viel, du spuckst Blut, bleib' ruhig. Vielleicht holen sie uns hier 'raus."

Der Verwundete unter der Lafette sagte: "Du sollst nicht – über meine Frau lachen – ich habe sie kennen gelernt, als – ich sehr – jung war – sehr unerfahren – wir lernten uns bei – einem Tanzfest kennen – wir, wir tanzten immer wieder – wir, wir gingen hinaus in die Nacht – ich nahm sie ins Auto – ihre Schulter lag auf meiner Schulter – es war schön –" er röchelte – dann sassen wir auf einer Wiese – unendlich die Nacht – wir – küssten uns – dann war es nicht ihre Schulter, meine Schulter – es war mein Körper, ihr Körper – ich versank in ihr." Er spuckte Blut. "Ja", sagte der Mann mit den verbrannten Händen, "ich hatte mal eine Frau mit ganz kühler Haut – merkwürdig, ich erinnere, wie meine Hände –" Er brach ab und sagte: "Meine Hände sind wie Feuer."

Der Verwundete unter der Lafette sagte: "Auf der Wiese – war es wie – im Paradies – wirklich." Das Sprechen strengte ihn an. Aber er konnte nicht schweigen, auch wenn er beim Reden früher starb. Das Blut lief dann stärker. Der Mann mit den verbrannten Händen sagte: "Es ist kalt. Sprich nicht weiter. Halt' dich zusammen. Vielleicht –" Der Verwundete sprach aber weiter – flüsternd – eindringlich – schluckend: "Wir haben geheiratet – wir liebten uns – sehr – Ehe ist nicht, was im Bett geschieht – nicht nur – ein Jahr lang – dann wurde das Paradies

zur Erde – dann zur Hölle – es begann mit Lächerlichkeiten – wie das so kommt – aber Hölle schliesslich."

Der Wind sauste, der Schneestaub rieselte.

Der Verwundete sagte: "Wir – Evelyn und ich – waren jung – wir veränderten uns – entfernten uns einander – wir kannten unsere Körper – hast du mal erlebt, dass – eine Frau dich mit ihrem Körper ankotzt – weil – weil – Evelyn erging es mit mir auch so – so wurde unsere Ehe – wir hatten ein Kind – ein Mädchen – Betty – es brachte uns nicht zusammen – und dann war da die Familie meiner Frau – ständig mit Ratschlägen – unerträglich – ich arbeitete bei meinem Schwiegervater in der Fabrik – war von ihm abhängig."

Hoch über ihnen zogen flüsternd ein paar Granaten, zerbarsten im Hinterland des Gegners.

"Das ist unsere Artillerie", sagte der Mann mit den verbrannten Händen. "Du, die bereiten einen Gegenangriff vor, holen uns hier 'raus. Du, es wird alles gut."

Der Verwundete sagte nach einer Weile, in der die Granaten zogen und in der Ferne kreppten: "Mach' dir doch nichts vor."

"Die kommen bestimmt", sagte der Mann mit den verbrannten Händen. "Bestimmt. Oder meinst du, die werden mit den Scheisskerlen da unten nicht fertig? Denen wird jetzt eingeheizt."

Der Verwundete fragte "Eingeheizt? Wann denn – morgen – übermorgen – wie viele Tage mit – Krieg willst du noch?" Der Mann mit den verbrannten Händen schwieg.

Der Verwundete wiederholte: "Mach' dir doch nichts vor."

Er sagte es laut und verschluckte sich an seinem Blut.

Er hustete. Er sprach eindringlich flüsternd weiter: "Hier – wird uns keiner 'rausholen – hier liegen wir – und werden stinken – die Warmer kommen – wühlen drin – so ist Krieg."

"Hör' auf", sagte der Mann mit den verbrannten Händen, "ich weiss das ja."

"Und was hast du dagegen getan – was hab' ich dagegen getan? Es wird Zeit – dass etwas dagegen getan wird – keine Waffen dafür – keine Fabrikarbeit dafür – Kinder müssen lernen – Frieden – Frieden – Frieden – sonst liegen wieder Tausende wie wir hier – die Erde rundum zerdroschen – Städte – Dörfer – Wälder – Strassen – zerstört – ich ging zur Armee – weil – die Familie meiner Frau – behauptete – ich hätte – die Ehe kaputt gemacht – ich wollte denen – zeigen – was für'n Kerl ich war – du kennst die Armee – Drill – Drill und wieder Drill – Front – Artillerie – Maschinengewehrfeuer – Angstangst – Todtod."

Der Mann mit den verbrannten Händen dachte: Krieg ist doch nicht zu vermeiden, einfach so, wie er sich das denkt.

"Als ich – das alles – nicht mehr ertrug", flüsterte der Verwundete, "schrieb ich meiner Frau – ich schrieb – dass ich lernte – die Dinge anders zu sehen – ob wir es noch einmal versuchen wollten – sie und ich und das Kind und sonst keiner – ihre Antwort war keine rechte Antwort – ich schrieb nochmals – da schrieb sie mehr Antwort – dann schrieben wir regelmässig – jeder Brief war mehr und mehr – mehr Antwort, verstehst du? – durch die Trennung – wir merkten – dass wir uns vermisst hatten – Umarmungen sind geil – aber ein Funke muss in ihnen sein – schwer zu erklären – – so – wie der Funke hier – mit einem drehenden Kreis – mit zwei blauen Punkten – nein, drei – drei Punkten – Evelyn, du bist bei mir – da ist Betty – komm' – setz' dich – nicht da – nicht auf meine Brust – du bist schwer – ich kann mich nicht bewegen – lieg' nicht so schwer – nicht so auf meiner Brust – Evelyn – ich möchte mich zu dir drehen – es ist tiefer Frieden in dir – da ist –"

Der Mann mit den verbrannten Händen wusste, dass jetzt das Wundfieber kam.

"Ich gehe zu Evelyn und Betty – du – wenn der Krieg zu Ende ist – aber ich krepriere vorher – der Krieg und die Trennung haben – uns verständig gemacht – wirklich – wir wohnten – wohnen in kleiner Wohnung – glücklich – du – glücklich – ich schenke Evelyn Blumen –"

jeden Tag frische Blumen – so wie diese da – aber schöner – jaja davon geben Sie mir, Fräulein – davon geben Sie mir – neinnein das ist nicht zu teuer – hier das Geld – Sie brauchen nicht zu wechseln – hallo, Taxi – fahren Sie doch schneller – ich will zu Evelyn – Betty – ja dies ist für euch – viele Kreise – Evelyn - Betty – ihr lacht so froh – ja ihr müsst lachen – immer froh lachen." Der Verwundete lachte sprudelnd. "– wie schön ist das Leben – wenn ich euch fühle – in Liebe – nur drückt nicht so auf meine Brust –" seine Worte ertranken in Röcheln.

Der Mann mit den verbrannten Händen sass starr. Er dachte: Soldaten-Vorvater, Pflicht, Ehre – er sah: Schlachtengemälde, Feldherr auf weissem Pferd, Fahnen, Verwundete schwenken Helme, Sterbende rufen Hurra, Tote liegen in edler Haltung, die siegreiche Armee stürmt vor.

Die Dunkelheit ringsum verdeckte das wahre Bild. Er dachte: morgen muss ich es sehen, das Bild, ich will es nicht sehen. Alle sind tot. Keiner ist mehr da. Nur ich. Und er.

Der Verwundete stöhnte: "Die Armee soll zum Teufel gehen – Evelyn hat's geschrieben – ich hasse die Armee – jetzt da alles gut geworden ist – keinen kümmert das – und der General kriegt seine Orden – für zehntausend Tote immer ein Band – lauter rote Kreise – wo bin ich?"

Der Wind sang, der Schneestaub rieselte, der Verwundete stöhnte. Manchmal flüsterte er, was nicht mehr zu verstehen war.

Bis er schrie: "Die Armee ist ein Ungeheuer – ein Arm weiss nicht – was der andere umbringt – der Brief – da steht es – Evelyn hat's geschrieben!" Dann flüsternd: "Sie hat – Gott im Himmel – sie hat fürchterliche Angst um mich – da – nimm."

Der Mann mit den verbrannten Händen fühlte, wie der Verwundete die Hand nach ihm streckte. Er fasste sie und erschrak. Die Hand war kälter als der Nachtwind, kalt wie der Tod um sie herum.

Der Verwundete brüllte schrill: "Nie wieder in die Armee – nie wieder Eisen in der Brust!"

Er kann hier so nicht sterben, dachte der Mann mit den verbrannten Händen hilflos, Gott, mach' du, dass er durchkommt. Er riss sich zu einer Anstrengung hoch, versuchte wieder um, die Lafette zu heben. Seine Anstrengungen blieben vollkommen vergeblich. Schliesslich sagte er keuchend zu dem Verwundeten: "Ich bekomm' dich hier nicht 'raus."

Der Verwunderte antwortete fast widerwillig: "Lass' es sein – es ist ja gut."

"Du wolltest mir etwas geben", sagte der Mann mit den verbrannten Händen. "Ich kann's in der Dunkelheit nicht sehen." Er überwand seinen Widerwillen vor der Todeskälte. "Gib deine Hand."

Der Wind sang und raschelte im Gebüsch.

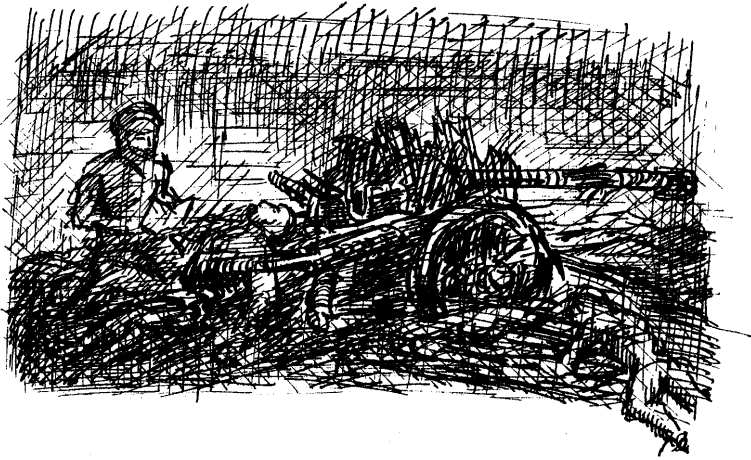
"Hallo, du", sagte der Mann mit den verbrannten Händen. Der Verwundete rührte sich nicht. "Hallo!" rief der Mann. Dann schrie er es noch einmal lauthals.

"Hallooh, hallooh!" nachäffte eine Stimme unten am Hügel.

Der Mann duckte sich und erstarre. Der Wind strich kalt über ihn dahin. Wie der Wind kam das Grauen in Wellen. Zwischen den Wellen dachte der Mann: nie wieder in die Armee - nie wieder auf einen Totenhügel.

Die Morgendämmerung kam. Er sah den Toten unter der Lafette. Sie hatte seine Brust eingedrückt. Das Gesicht des Toten war grau, mit geschlossenen Augen und blutigen Lippen. In der Hand hielt er einen Brief.

Der Mann nahm den Brief. In der Faltung lag die Fotografie der Frau - jung, blond, grosse Augen, ein suchendes Lächeln um die Lippen. Der Mann las in dem Brief.



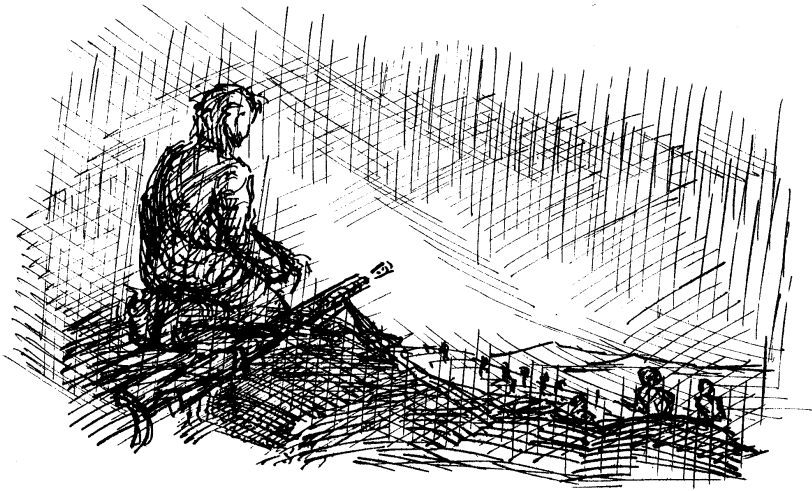
...gestern bei Helen und Tom – – wir sprachen darüber, dass jeder Mann, der in der Armee war, charakterlich belastet zurück kommt. Der Krieg verroht euch. Darum achte auf Dich, komm' heil zurück, bitte. Du und ich, wir wissen jetzt, worauf es ankommt. Es wird mir bestimmt gelingen, ein aufmerksamer Mensch zu werden –und Dir auch. Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht an Dich denke und wünsche, Du wärest bei mir. Betty fragt jeden Abend nach Dir, wenn ich sie zu Bett bringe. Vor Tagen lernte ich eine Frau kennen, auch Mutter, deren Mann zu Beginn des Feldzugs fiel. Sie hat zwei kleine Kinder und ihren Beruf. Zur Trauer kommen die Sorgen. Da merkte ich, dass die Qual des Kriegs von den Müttern und Ehefrauen getragen wird. Für eine Frau, deren Mann oder Sohn umkommt, dauert der Krieg ein Leben lang. Zeit heilt Wunden, wird gesagt. Aber der Mann ist weg, ewig weg! Und wenn sie später einen anderen Mann liebt und heiratet, dann bleibt doch immer ein Schatten des Toten da, ob man es wahr haben will oder nicht. Die Armee

ist ein Ungeheuer, dessen einer Arm nicht weiss, was der andere umbringt. Ich habe schreckliche Angst um Dich, um so mehr, wenn ich bedenke, dass unser gemeinsames Leben erst anfangen soll. Als Dein erster Brief kam, begann die Angst. Sie wuchs, je mehr ich begriff, dass Du zu mir zurück willst. Heute Nacht bin ich wieder vor Angst aufgewacht – aber auch in Liebe. Ich wünschte, Du lägest neben mir und ich könnte Dich streicheln. Betty atmete regelmässig und das hat mich schliesslich beruhigt. Aber einschlafen konnte ich noch lange nicht. Unser Pastor sagte, als ich ihn neulich auf der Strasse traf, dass wir alle mehr beten müssen, dann wird das Vergib-uns-unsere-Schuld den Menschen näher kommen. Kannst Du beten da draussen bei der Infanterie? Ich habe mir vorgenommen, jeden Abend ein Gebet zu sprechen. Der Pastor hat mir gesagt, welche Gebete ich sagen soll, aber ich kenne sie nicht alle. Sicherlich wird Gott meine Gebete annehmen, auch wenn sie nicht aus der Kirche, nur aus meiner Sehnsucht kommen.

Mit dem Morgengrauen verstummte der Wind im Gestrüpp. Dann setzte der Beschuss von Artillerie ein. Die Einschläge warfen die Toten hin und her, zerrissen sie. Die Wolken im Osten färbten sich grell.

Der Mann hockte bewegungslos. Er hatte den Brief auf seine Knie gelegt. Als Angst und damit Hass ihn zwingen wollten, sich hinter das Maschinengewehr zu werfen und sich zu wehren, da presste er die schmerzenden Hände auf den Brief. Er dachte: aufhören, einer muss anfangen – vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel und lass' uns nicht kleingläubig, vielmehr grossherzig, tapfer und dankbar sein, denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen. Das Artillerief Feuer endete. Die Angreifer erstiegen den Hügel. Einer von ihnen sah den hockenden Mann, hob die Waffe und schoss.

Das Sterben war ein Schlag wie dunkles Licht. Der Mann, dessen Körper nach hinten fiel, dachte: das also -



Nachwort ►

Anlass dieser Geschichte war der Krieg in Korea. Ich schrieb sie 1951. In West-Deutschland begannen Vorbereitungen zur Aufstellung einer neuen deutschen Armee. Die Bundesregierung und ihre zur Bewaffnung treibenden Verwundeten versuchten, diese Absicht geheim zu halten. Bekannt wurde jedoch, dass Vertreter der Westmächte und eine westdeutsche Delegation sich trafen, um einen "Verteidigungsbeitrag" der Bundesregierung zu besprechen.

Die Westmächte fürchteten nach dem Angriff Nordkoreas auf Südkorea, dass der Ostblock den nordkoreanischen Angriff bei Erfolg auf andere kapitalistische Staaten ausdehnen würde. In Eile wurde der Gegenschlag vorbereitet. Mir erschien das wie eine Hysterie als Folge der eigenen Propaganda und Denkweise - ein Krankheitszustand nach jahrelanger Aufrüstung.

Nein, wurde mir gesagt, die Freiheit muss verteidigt werden.

Begonnen hatte der Krieg, als die südkoreanische Regierung die Einberufung einer Nationalversammlung bekannt gab, auf der die Vereinigung der beiden koreanischen Staaten beschlossen werden sollte - also der demokratische Süden mit dem kommunistischen Norden. Daraufhin überschritten nordkoreanische Truppen in der Nacht zum 25. August 1950 die Demarkationslinie am 38. Breitengrad. Die südkoreanische Hauptstadt Seoul wurde überrannt. Die Angreifer stiessen weit nach Süden vor. Chaos herrschte: Menschen auf der Flucht, Granaten auf Städte und Dörfer; Tote, Verwundete, Verzweifelte. Bilder des Zweiten Weltkriegs erschienen mir.

In Westdeutschland wurden Lebensmittel auf Vorrat gekauft. Die Preise stiegen. In Hamburg erreichten Hochseeyachten und Fischkutter als blödsinnig eingebaute Fluchtfahrzeuge Höchstpreise. Reiche Leute liessen sich Schutzbunker in die Hauskeller bauen.

Am Tag des nordkoreanischen Einmarschs in Südkorea wurde der Sicherheitsrat der UNO einberufen. Der sowjetische Vertreter war nicht anwesend. So wurde ohne Gegenstimme eine Resolution verabschiedet, die von Nordkorea den Rückzug seiner Truppen forderte. Einen Tag später beschloss der Sicherheitsrat eine weitere Resolution. UNO-Mitglieder wurden aufgerufen, Südkorea jede Hilfe "zur Abwehr der bewaffneten Aggression" zu geben. Über die aufzustellenden UNO-Einheiten erhielt der Befehlshaber der in Japan stationierten US-Truppen das Oberkommando. Er wurde vom US-Präsidenten angewiesen, US-Truppen nach Südkorea zum Einsatz zu bringen. Die Blockade Nordkoreas wurde angeordnet. Die nordkoreanischen Truppen marschierten indessen bis zur Südküste vor. Von US-Einheiten konnte ein Brückenkopf um

den Hafen Pusan gehalten werden. Der Krieg kam zum Stehen. Die Bevölkerung litt unter Flucht, Obdachlosigkeit, Hunger und Tod.

Mitte September 1950 landeten UNO-Truppen an der Westküste im Rücken der nordkoreanischen Streitkräfte. Sie eroberten die südkoreanische Hauptstadt Seoul zurück. Aus dem Brückenkopf Pusan griffen UNO-Truppen an und erzielten Geländeerfolge. In grossen Einkesselungen wurden nordkoreanische Einheiten aufgerieben, zu Tausenden gefangen genommen. Die UNO-Truppen bezogen entlang des 38. Breitengrads Stellung. Die Verteidigung war abgeschlossen.

Der UNO-Befehlshaber forderte Nordkorea zur Kapitulation auf. Dann schlug er der UNO-Vollversammlung den Einmarsch in Nordkorea vor, um den Angreifer endgültig auszuschalten. Weiterhin bombardierte die US-Luftwaffe Ziele in Nordkorea: militärische Einrichtungen, Industriestädte. Die Bevölkerung litt. Die Hetzpropaganda beider Seiten erreichte Höhepunkte. Es schien, als wollte der Westen seine erfolgreiche Verteidigung zu einem "gerechten Krieg" ausweiten.

Friedrich Hacker, Professor an der medizinischen und juristischen Fakultät der University of South California stellt in seiner Untersuchung über die Brutalisierung der modernen Welt fest ("Aggression", Verlag Fritz Molden, 1971): "Gewalt ist auch, was sich als Gegengewalt gerechtfertigt fühlt. Gewalt, als Delikt verboten, wird als Sanktion geboten, umbenannt und gerechtfertigt."

Südkoreanische Truppen überschritten 1950 im Oktober den 38. Breitengrad. Auf britischen Antrag wurde in der UNO im Oktober 1950 beschlossen, in ganz Korea eine "einheitliche und unabhängige Regierung" zu bilden. Das bedeutete Angriffs-Krieg. Ursprünglich ging es um die Befreiung von Südkorea.

UNO-Truppen folgten den südkoreanischen im Angriff auf Nordkorea. Die nordkoreanische Hauptstadt Pjöngjang wurde eingenommen. Chaos, Flucht, Hunger, Tod wüteten unter der Bevölkerung. Ende Oktober 1950 erreichten die ersten UNO-Abteilungen die chinesische Grenze mit der Weisung, diese nicht zu verletzen. Doch der UNO-Befehlshaber liess verlauten, dass er den Krieg gegen China als Waffenlieferant Nordkoreas für erforderlich hielt.

Die Antwort aus China kam schnell. Chinesische Einheiten - "Freiwillige für das Brudervolk" - wurden unter nordkoreanischem Befehl zum Einsatz gebracht. Ende 1950 brach die UNO-Front zusammen. Ein geordneter Rückzug

war vielerorts nicht möglich. Winterwetter setzte ein. Unter dem Druck der nachdrängenden Chinesen wälzte sich die UNO-Armee südwärts.

In der vor der Wiederbewaffnung stehenden Bundesrepublik kam mir die Frage, was ich tun sollte, wenn der Konflikt sich ausweitete - wie "Fachleute" es für möglich hielten - und der Wehrdienst mich träfe. 1941 hatte ich mich freiwillig zur Wehrmacht gemeldet und mein Lehrgeld bezahlt. Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen war noch unbekannt, ebenso die Tatsache, dass die Bundeswehr später die ausgebluteten Jahrgänge des Zweiten Weltkriegs nur als Freiwillige nahm. Auch schützten mich vielleicht meine Verwundungen.

Das Schlimme war, dass in Deutschland nun wieder junge Menschen "an der Waffe ausgebildet" werden sollten – mit der Möglichkeit, in den Krieg zu ziehen, Qualen zu verbreiten und unter Qualen zu sterben. Ich setzte mich hin und schrieb meine Geschichte. "So ist der Krieg" sollte sie heißen. Ich hatte doch den Krieg erlebt, meine Schlussfolgerungen gezogen. Verzweifelt schrieb ich, kroch an der Seite des Mannes mit den verbrannten Händen von einem Toten zum anderen, zweifelte mit ihm an der Zurechnungsfähigkeit militärischer Vorgesetzter. Dann fanden "wir" den Verwundeten unter der Lafette. Er weckte (zu spät) "unser" Gewissen und ich schrieb, was der Mann in letzter Konsequenz zu tun hatte, nannte die Geschichte "Das Gebet".

Mit wahnsinnigem Materialeinsatz konnte der chinesisch-nordkoreanische Vormarsch in Südkorea zum Stehen gebracht werden. Es gelang den UNO-Truppen, wiederum zum 38. Breitengrad vorzurücken. Sie überschritten ihn diesmal nicht.

Die Sowjetunion und Nordkorea waren bereit, einen Waffenstillstand auszuhandeln. Die US-Luftwaffe flog derweil ihre schwersten Bombenangriffe auf Industrieanlagen und Kraftwerke im Norden Koreas. Die Bevölkerung erlitt dabei die "unvermeidlichen" Verluste.

Erst im Juli 1953 wurde ein Waffenstillstand unterzeichnet. Er sah eine Demarkationslinie vor, die der Frontlinie bei Einstellung der Kampfhandlungen entsprach. Sie lief mit geringen Abweichungen entlang des 38. Breitengrads, wo das Morden 3 Jahre zuvor begonnen hatte. Diese "Grenze" wurde so befestigt, dass beiderseits keine weitere militärische Aktion gewagt wurde.

Friedrich Hacker stellt fest: "Man kann von der Gewalt lernen, ohne sie nachzuahmen oder sich ihr zu beugen. Nur – ein geringer Teil dessen, was heute verwirklicht ist, wird auch verwirklicht. Für das skandalöse Nachhumpeln der Tatsächlichkeit hinter der Möglichkeit ist weder angeborne Lahmheit

noch ein ungnädiges Schicksal verantwortlich, sondern unsere eigenen eingelernten Denkrituale und Gefühlsautomatismen, die umgelernt werden könnten und müssten." Er sagt: "In diesem Sinn bin ich Utopist."

Ich ziehe meine Geschichtsbücher zu Rate: die Sklavenbefreiung, die Lösung der Völker aus Kolonialherrschaft, -- die Verwirklichung der freien Meinungsäusserung, die Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen waren Utopien.

Ihre Verwirklichung hat oft Jahrhunderte, Jahrzehnte, Jahre gebraucht. Lebensrealitäten, Überlieferungen, Denkweisen, Wirtschaftssysteme haben sich dabei geändert oder sind zusammengebrochen.

Der Mensch lernt langsam. Es wird nie einen "Weltfrieden" geben - oder? Es bleibt die Notwendigkeit, unsere oft grausige Realität auf Erden an der "Utopie" zu messen: Krisenherde ohne kriegerische Gegengewalt abzuriegeln und zur Ruhe zu bringen. Den Begriff Utopie als Unmöglichkeit abzutun, ist ein Vorwand für geistige Gleichgültigkeit oder Bequemlichkeit. Immerhin setzt die UNO zunehmend Truppen mit beschränktem Schiessbefehl ein.

Wo stehen wir?

